



ORIENTIERUNG

Nr. 9 61. Jahrgang Zürich, 15. Mai 1997

KRIEG DEN ARMEN!» Unter dieser Überschrift veröffentlichte im August 1996 der uruguayische Journalist und Schriftsteller Eduardo Galeano einen Essay, in dem er die für die Kultur, die Gesellschaft und die Politik zerstörerischen Folgen der neoliberalen Wirtschaftspolitik in den Staaten Lateinamerikas mit bitteren Worten beklagt.¹ Für ihn sind die Forderung nach der Wiedereinführung der Todesstrafe, die unmenschliche Situation im Strafvollzug, gegen die sich von Zeit zu Zeit die Gefangenen verzweifelt in gewalttätigen und gleichzeitig aussichtslosen Revolten wenden, Ausdruck von Gesellschaften, die Ruhe und Ordnung vor der Gerechtigkeit den Vorzug geben. Auch wenn die Militärdiktaturen verschwunden sind, sind deren Methoden bei der Polizei weiterhin üblich: Straftaten verdächtige Menschen werden bei den Verhören gefoltert, viele Verhaftete werden festgehalten, ohne daß ihnen ein Grund dafür genannt wird. Den in vielen lateinamerikanischen Städten zu beobachtende Vorgang, daß nicht nur die reiche Oberschicht und die Mittelklasse ihre Wohnhäuser zu regelrechten Festungen ausbauen, sondern auch die Armen in den Barrios ihre Elendshütten gegen die noch Ärmeren zu schützen beginnen, und daß öffentliche Plätze mit Gittern abgesperrt werden, deutet E. Galeano als Symptom von Gesellschaften, die ihre soziale Kohärenz zu verlieren beginnen. Die Folgen sind für alle Beteiligten zerstörerisch. «Die Kinder der Armen leiden unter den Widersprüchen einer Kultur, die ihnen den Konsum als Wert propagiert und diesen ihnen gleichzeitig verweigert. ... Sie rächen sich, indem sie die Gesellschaft angreifen. In den Straßen der großen Städte bilden sich Banden von Verzweifelten, die allein durch den Tod, der sie bedroht, zusammengehalten werden.» Die vom Abstieg bedrohten Mittelschichten ihrerseits halten am herrschenden System fest, wie wenn sie noch Einfluß darauf hätten, während sie in Wirklichkeit seine Sklaven sind und fürchten, daß sie den Preis nicht mehr weiter bezahlen können, der ihr Dabeisein im System bisher möglich machte.

«Wir können nicht hinnehmen...»

In den Revolten der Armen und in den Ängsten der andern mag noch ein kleiner Rest von Einsicht über die Unwahrheit solcher Gesellschaften enthalten sein. Wenn die Opfer aber in der politischen Auseinandersetzung zu Tätern gemacht werden, wenn zur Bekämpfung der zunehmenden Kriminalität ausschließlich eine Verschärfung der Strafgesetze und die Suspendierung von Bürgerrechten verlangt werden, wenn für Gesetzesverletzungen staatlicher Organe dagegen Straflosigkeit (*impunidad*) gilt, dann mag nur mehr die trostlose Prognose von E. Galeano Gültigkeit haben, daß die Straßen nur noch Orte der Gefahr und nicht mehr Treffpunkte der Menschen sind, wo sie im öffentlichen Einspruch um ein menschenwürdigeres Leben kämpfen können.

Öffentlicher Einspruch ist dringend notwendig. Und die von den achtzehn Provinzobern der rund 3500 in Lateinamerika arbeitenden Jesuiten bei einer Tagung vom 9. bis 16. November 1996 in Mexico D.F. (in Anwesenheit ihres Generalobern P. H. Kolvenbach) erarbeiteten und verabschiedeten zwei Dokumente können als ein solcher Einspruch verstanden werden. Es sind ein Brief an alle Jesuiten über den Neoliberalismus (*El neoliberalismo en América Latina*) und ein etwa doppelt so langer Begleittext, Arbeitsdokument genannt (*Neoliberalismo en América Latina. Aportes para una reflexión en común. Documento de trabajo*).² Auch wenn die hauptsächlichen Adressaten des Briefes die Jesuiten und die mit ihnen engagierten Laien sind, formuliert der Text ausdrücklich, daß die darin vorgelegten Gedankengänge alle, die vom Schicksal der Ärmsten sich herausgefordert sehen, ansprechen und zu gemeinsamer Reflexion einladen möchten. Der Text beginnt mit einem klaren Protest: «Wir weigern uns, ruhig hinzunehmen, daß die Wirtschaftsmaßnahmen, die in den letzten Jahren in allen Ländern Lateinamerikas und der Karibik angewendet wurden, die einzige Möglichkeit sind, die Wirtschaft zu organisieren, und daß die Verarmung von Millionen von Lateinamerikanern die unvermeidbaren Kosten eines zukünftigen Wachstums sein sollen.» Diese Eingangspassage bestimmt Ton und Argumentation des ganzen Briefes. Er versteht sich

LATEINAMERIKA

«**Wir können nicht hinnehmen...**»: Ein Brief und ein Arbeitsdokument der Provinzobern der lateinamerikanischen Jesuiten – Folgen des Neoliberalismus in Lateinamerika – Krise der Politik und Aufbau einer Zivilgesellschaft – Der unaufgebbare Zusammenhang von Glaube und Gerechtigkeit – In der Tradition des verstorbenen Generalobern Pedro Arrupe – Vorbereitende Studien in Lateinamerika.

Nikolaus Klein

Armut und Neoliberalismus in Lateinamerika: Aus dem ersten Teil des Briefes der Provinzobern – Verabsolutierung des Marktes – Konzentration von Einkommen, Reichtum und Landbesitz – Zerstörung der nationalen Wirtschaften (vgl. *Kasten*).

SCHWEIZ

Verantwortungsbewußt? Der Umgang der Schweiz mit dem Waffenexport – Aus der Geschichte lernen – Waffenlieferung der Schweiz in Krisengebiete – Gescheiterte Revision des Kriegsmaterialgesetzes von 1972 – Ethische und entwicklungspolitische Kriterien – Mängel im Güterkontrollgesetz – Die Befürchtungen der Hilfswerke – Historisches Vorbild der Initiative «Für ein Verbot der Kriegsmaterialausfuhr» – Glaubwürdigkeit durch Annahme der Initiative.

Josef Bruhin

PHILOSOPHIE

«**Die Inseln**» – **Lebensformen der Einsamkeit:** Zu M. Yadels Studie über Jean Greniers Hauptwerk – Nicht nur der Lehrer von Albert Camus – Essays in assoziativem Denkstil – Die Traditionen Griechenlands und Indiens – Eine Bewegung zwischen pessimistisch-romantischer und skeptischer Position – Schreiben bedeutet Ordnen von Obsessionen – Das Problem der Wahl wird zum Trauma – Einsamkeit als tragender Grund – Ein wiedergewonnener Zugang zum christlichen Glauben – Zu den Grenzen Greniers.

Beat Schmid, Zollikon

LITERATUR

Die Welt ist ein metaphysischer Skandal: Wisława Szymborskas nichtige alltägliche Freuden – Literaturnobelpreis des Jahres 1996 – Wachsende Beliebtheit bei den polnischen Lesern – Philosophische Lebensweisheit und alltägliche Metaphysik – Zur Bewertung des Werkes der fünfziger Jahre – Suche nach der Alternative in der alternativlosen Welt – Bilanz aus dem Ablauf unseres Jahrhunderts – Flirt mit dem Geheimnis des Lebens – Der scheinbar belanglose Scherz – Was leisten Gedichte? – Zwei Modelle der Wahrnehmung der Welt – Ein fester Glaube, blind und ohne Begründung.

Wolfgang Schlott, Bremen

Armut und Neoliberalismus in Lateinamerika

Aus dem Brief der Provinzobern der Gesellschaft Jesu

Auf der Schwelle zum 21. Jahrhundert verbindet uns die Kommunikation sehr eng, die Technologie gibt uns neue Möglichkeiten des Wissens und der Kreativität, und die Märkte dringen in alle gesellschaftlichen Räume ein. Im Gegensatz zum vergangenen Jahrzehnt hat die Wirtschaft unserer meisten Länder wieder zu wachsen begonnen.

Dieses materielle Wachstum, das allen Hoffnung geben könnte, stürzt jedoch zahllose Personen in Armut und läßt sie nicht teilnehmen an der Errichtung ihrer gemeinsamen Zukunft, bedroht die kulturelle Identität und zerstört die natürlichen Ressourcen. Es wird geschätzt, daß in Lateinamerika und der Karibik mindestens 180 Millionen Menschen in Armut leben und 80 Millionen im Elend überleben.

Die Wirtschaftskräfte, die diese perversen Auswirkungen hervorrufen, neigen dazu, zu Ideologien zu werden und bestimmte Konzepte zu verabsolutieren: Der Markt beispielsweise wird von einem nützlichen und sogar notwendigen Instrument für die Erhöhung und Verbesserung des Angebotes und die Reduktion der Kosten zu einem Mittel, zu Methode und Zweck, die die Beziehungen der Menschen regieren.

– Um ihr Ziel zu erreichen, werden die als «neoliberal» bekannten Mittel auf dem Kontinent generalisiert.

– Für sie ist das Wirtschaftswachstum – und nicht die Vollkommenheit aller Männer und Frauen in Harmonie mit der Schöpfung – der Daseinszweck der Wirtschaft.

– Sie schränken die Intervention des Staates ein, bis sie ihn aller Verantwortung für ein Mindestwohl entledigen, das ein jeder Bürger als Mensch verdient.

– Sie eliminieren die allgemeinen Programme zur Schaffung von Möglichkeiten für alle und ersetzen sie durch punktuelle Unterstützung bestimmter Gruppen.

– Sie privatisieren Unternehmen mit dem Kriterium, daß in allen Fällen der Staat ein schlechter Verwalter sei.

– Sie öffnen unumschränkt die Grenzen für Waren, Kapital und Geldfluß und lassen die kleineren und schwachen Produzenten ohne ausreichenden Schutz.

– Sie schweigen über das Problem der Auslandsschuld, deren Zahlung zu einer drastischen Kürzung der sozialen Investition zwingt.

– Sie ordnen die Komplexität des öffentlichen Haushalts den makroökonomischen Variablen unter: ausgewogener Steuerhaushalt, Reduzierung der Inflation und stabile Zahlungsbilanz; als ob daraufhin das Gemeinwohl folgen würde und nicht neue Probleme für die Bevölkerung entstehen würden, die gleichzeitig behandelt werden müssen.

– Sie bestehen darauf, daß diese Anpassungen zu einem Wachstum

führen, das – wenn es groß genug ist – das Einkommensniveau anheben und durch Überlaufen die Situation der Benachteiligten verbessern wird.

– Um die Privatinvestition anzuregen, beseitigen sie die Hindernisse, die die Gesetzgebung zum Schutze der Arbeiter einführen könnte.

– Sie befreien mächtige Gruppen von Steuern und Verpflichtungen gegenüber der Umwelt und schützen sie, um die Industrialisierung zu beschleunigen, wodurch sie eine noch größere Konzentration des Reichtums und der Wirtschaftsmacht hervorrufen.

– Sie stellen das politische Handeln in den Dienst dieser Vorgehensweise in der Wirtschaft, wobei der Widerspruch entsteht, daß bei gleichzeitiger Befreiung von allen Hemmnissen zur Ausübung des freien Marktes politische und soziale Kontrollen eingeführt werden, um die Herrschaft des freien Marktes zu garantieren.

Wir müssen anerkennen, daß diese Anpassungsmaßnahmen auch positive Beiträge geleistet haben. Es muß auf den Beitrag der Marktmechanismen zur Erhöhung des Angebotes von Gütern mit besserer Qualität und Preisen hingewiesen werden; die Reduzierung der Inflation auf dem gesamten Kontinent; die Entlastung der Regierungen von Aufgaben, die ihnen nicht zustehen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, sich dem Gemeinwohl zu widmen, wenn sie es wünschen; das allgemeine Bewußtsein der steuerlichen Sparsamkeit, die die öffentlichen Ressourcen besser verwendet; und der Fortschritt in den Handelsbeziehungen zwischen unseren Nationen.

Doch diese Elemente sind weit davon entfernt, die außerordentlichen Verschiebungen und Störungen auszugleichen, die der Neoliberalismus im Hinblick auf die Konzentration von Einkommen, Reichtum und Landbesitz erzeugt: die Vermehrung der Stadtbevölkerung ohne Arbeit oder in unbeständiger und wenig produktiver Arbeit, den Bankrott Tausender kleiner und mittlerer Betriebe; den Drogenhandel, gestützt auf die ländliche Bevölkerung, deren traditionelle Produkte außer Konkurrenz liegen; den Mangel an Nahrungssicherung; einen Zuwachs der häufig durch Hunger erzeugten Kriminalität; die Störung der nationalen Wirtschaften durch den freien Fluß der internationalen Spekulationen; eine Verzerrung in lokalen Gemeinschaften durch multinationale Projekte, die die ansässige Bevölkerung übergehen.

Folglich steigt in fast all unseren Ländern neben einem gemäßigten Wirtschaftswachstum das soziale Unbehagen, das sich in Bürgerprotesten und Streiks ausdrückt. An einigen Orten bekommt der bewaffnete Kampf neue Kraft, der nichts löst. Die Ablehnung der allgemeinen wirtschaftlichen Richtung nimmt zu, die, fern davon, das Gemeinwohl zu verbessern, die traditionellen Ursachen der Unzufriedenheit des Volkes vertieft: Ungleichheit, Not und Korruption.

als eine Aufforderung über die aktuelle Situation Lateinamerikas einen alle daran interessierten Beratungs- und Entscheidungsprozeß in Gang zu setzen, der aus den Erfahrungen mit den Maßstäben, die der Neoliberalismus für sich in Anspruch nimmt, und den Konsequenzen, die seine politische Realisierung in den letzten Jahren mit sich gebracht hat, seinen Ausgangspunkt nimmt. Kriterium dieses Prozesses ist eine ethische und christliche Sicht der Gesellschaft. Vom Neoliberalismus wird gesagt, daß er eine Kultur verkörpert, «die auf einer Auffassung der Person und der menschlichen Gesellschaft beruht, die fern von jedem christlichen Ideal ist». Damit ist auch die formale Gliederung des ganzen Briefes gegeben. Er beginnt mit einer Situationsanalyse («Die Gesellschaft, der wir angehören»), nimmt eine Bewertung der aktuellen Lage vor («Das Verständnis des Menschen») und schlägt Schritte zu einem verändernden Handeln vor («Die Gesellschaft, die wir uns wünschen» und «Aufgaben»).

Neoliberalismus und seine Folgen

Die Situationsanalyse beginnt mit einem Rückblick auf die ökonomischen und gesellschaftlichen Entwicklungen der achtziger und neunziger Jahre. Diese historische Methode erlaubt in der Folge eine differenzierte Ursachenanalyse. Die gegenwärtige

sich dramatisch verschlechternde Situation hat weit zurückliegende Ursachen. Mit dem Beginn der neoliberalen Wirtschaftspolitik tritt eine qualitativ neue Phase der Verschlechterung der Lebensbedingungen ein. Diese Beschreibung erlaubt es, zwei Momente hervorzuheben: Der Neoliberalismus ist nicht die alleinige Ursache der sich progressiv verschlechternden Situation, aber er ist der entscheidende Faktor für die Verstärkung struktureller Armut und Ungleichheit, und er treibt die allgemeine soziale Krise bis zur Zerstörung der Kohärenz der Gesellschaften voran:

Dieser Ausgangspunkt des Briefes macht es den Autoren möglich, einen ganzen Katalog negativer Folgen des Neoliberalismus aufzulisten (vgl. Brieftext im Kasten). Großes Gewicht legt der Brief dabei darauf, den inneren Zusammenhang zwischen den Optionen des Neoliberalismus («Fähigkeit, Geldeinkommen zu erzeugen») und der sozialen Krise aufzuweisen; wenn sich Staat und Gesellschaft nur noch mehr dadurch bestimmen lassen, wie sie der privaten Wirtschaft den größten Nutzen bringen können, schwindet das Interesse und das Engagement für das Wohl aller Glieder einer Gesellschaft. Die bestehende Situation von Ungleichheit und Armut wird dann verschärft.

Im abschließenden Teil des Briefes, der mit dem Titel «Aufgaben» überschrieben ist, verweisen die Provinzials darauf, daß die vordringliche Aufgabe darin besteht, an Hochschulen und in

Forschungsinstituten danach zu forschen, warum der Neoliberalismus so hohe Plausibilität erreichen konnte, was seine ethischen Voraussetzungen, seine Konsequenzen für die Menschen und die Natur sind. Die Ergebnisse dieser Forschungen, über die ausdrücklich gesagt wird, daß sie auch Theologie und Philosophie betreffen, sollten die Basis für Optionen und Entscheidungsprozesse bilden, die ein solidarisches Handeln mit den Opfern, den Schutz der Rechte der Ausgeschlossenen (*excluidos*) und den Aufbau einer partizipatorischen Gesellschaft ermöglichen. Zu diesen Aufgaben gehört auch die Suche nach Alternativen im ökonomischen Bereich.

Glaube und Gerechtigkeit

Neben dem intellektuellen Engagement sehen die Provinziale als eine weitere Aufgabe den Einsatz für die Überwindung der gesellschaftlichen Krise. Sie schlagen vor, jene Bewegungen zu unterstützen, die in einzelnen Ländern sich am Aufbau einer Zivilgesellschaft beteiligen. Nur so kann der Raum öffentlicher Diskussion und eines öffentlichen Interesseausgleichs wiedergewonnen werden, der eine Debatte über gesamtgesellschaftliche Probleme ermöglicht. In diesem Zusammenhang insistiert der «Brief» ausführlicher als das «Arbeitsdokument» auf Traditionen des Ordens: «Wir werden dafür arbeiten, um den Wert, den absichtslose Freigebigkeit (*gratuidad*) darstellt, in einer Welt zu stärken, in der alles nach einem bestimmten Preis verrechnet wird, um den Sinn für ein bescheidenes Leben und einfache Schönheit zu wecken, um innere Stille und geistige Suche zu begünstigen und um eine sich ihrer Verantwortung bewußter werdende Freiheit zu bestärken, die tätige Solidarität mit Entschiedenheit aus der ignatianischen Spiritualität heraus begreift, die sich der Veränderung des Menschen in dem, was ihn grundlegend betrifft, begreift.» In diesem Sinne schließt der Brief auch mit der Präzisierung, daß das dort Gewollte und Gesuchte eine erneute Bekräftigung der Glaubensoption sei, «die uns dazu führte, dem Aufruf Gottes in der Nachfolge Jesu in Armut zu folgen, um in der Suche nach Gerechtigkeit wirksamer und freier zu sein».

Diese Abschlußpassage ist für das Verständnis des Briefes der Provinziale von erheblicher Bedeutung. Ausdrücklich knüpft er damit an die in der 32. Generalkongregation (1974/75) vom gesamten Jesuitenorden übernommene Verpflichtung zum «Einsatz für Glauben und Gerechtigkeit» (Dekret 4) an. Zugleich wird damit an historisch wirksam gewordene Optionen der Jesuiten in Lateinamerika erinnert.

Am 12. Dezember 1966 hatte der damalige Generaloberer Pedro Arrupe (1907 bis 1991, von 1965 bis 1983 General) einen Brief an die Provinziale von Lateinamerika geschrieben.³ Das Schreiben wollte auf die beim ersten kontinentalen Treffen der Verantwortlichen der CIAS (*Centro de investigación y acción social*) besprochenen Probleme reagieren. Diese Zentren für sozialwis-

senschaftliche Forschung und Aktion waren in Lateinamerika als Antwort auf das 1949 von P. General J. B. Janssens (1889 bis 1964) erlassene Dekret zum «sozialen Apostolat» gegründet worden.⁴ P. Arrupe knüpfte in seinem Brief an die Überlegungen seines Vorgängers an, fragte aber eindringlich, warum die damals angestrebten Ziele nicht erreicht worden seien. Dieser Brief, der zu einer Selbstprüfung der Oberen wie der Mitbrüder aufforderte, verlangte nicht nur Großzügigkeit in der personellen Unterstützung der CIAS, sondern eine Änderung ihrer Praxis: es gelte das Potential für gesellschaftliche Reformen in der Basis zu erkennen und durch Solidarität und Unterstützung in ihrem eigenständigen Prozeß der Humanisierung und Befreiung zu unterstützen: «Es liegt nicht in unserer Hand, ein Apostolat, das in sich wegen seiner Probleme, Spannungen und Enttäuschungen schwierig ist, «leichter» zu machen. Trotzdem ist es unsere Pflicht, eine neue Strategie zu entwickeln und einige Gruppen zu bilden, die zur Erfüllung ihrer Sendung in Lateinamerika eine verschworene Gemeinschaft bilden. Wenn wir bei unserem Einsatz für die soziale Gerechtigkeit den Willen Gottes zu erfüllen suchen, wird uns seine unwiderrufliche Hilfe nicht fehlen. Aber es liegt an uns, die angemessenen Mittel und Wege zu suchen und zu wählen, wie wenn der Herr alles in unsere Hände gelegt hätte.»

Dieses Schreiben ihres Generaloberen war für die Provinziale der Anstoß, in einem eigens verfaßten Brief sich an alle ihre Mitbrüder in Lateinamerika zu wenden.⁵ Einmütig sprachen sie sich darin für «die absolute Priorität des sozialen Problems in der apostolischen Planung» und für eine äußere wie innere Veränderung des Ordens in diesem Sinne aus. Ziel dabei ist der Einsatz für «die Befreiung des Menschen von jeglicher Form von Knechtschaft». Die dafür verwendeten Einrichtungen und Mittel (vor allem in der Erziehung und Bildung) sollten danach beurteilt werden. Dies führte nicht nur zu einer Stärkung der von den einzelnen Zentren der CIAS geleisteten Arbeit, sondern in einigen Provinzen auch zu einem radikalen Kurswechsel.

Knüpfen die Provinziale in ihrem letzten, am 14. November 1996 in Mexiko D. F. verabschiedeten Brief an eine schon längere Geschichte des Engagements für Glaube und Gerechtigkeit in Lateinamerika an, so ist die darin vorgelegte Analyse des Neoliberalismus in den letzten Jahren erarbeitet worden. Sie wurde von den CIAS in den einzelnen Ländern vorbereitet und auf der durch das Engagement von Pater César Jerez (1936 bis 1991) entscheidend geprägten Konferenz über «Neoliberalismus und die Armen» im Juli 1992 in Zipaguirá (Kolumbien) diskutiert.⁶ Eine erste Frucht dieser dort vorgetragenen Forschungsergebnisse, mit denen man auf die neoliberale Wirtschaftspolitik und die wachsende Verelendung reagieren wollte, ist der nun veröffentlichte Brief der Provinziale an ihre Mitbrüder.

Nikolaus Klein

⁴Text zusammen mit einer historischen Einleitung von M. Campell-Johnston und einem Nachwort von J.-Y. Calvez in: *Promotio Justitiae* Nr. 66 (1997) S. 9–38.

⁵Deutscher Wortlaut in *Orientierung* 32 (1968) S. 139–141.

⁶R. Mora, *Analizar la realidad desde América Latina*. Ed. CRT, México, D. F. 1991; die Texte des Symposiums von Zipaguirá finden sich in: *Neoliberales y pobres. El debate continental por la justicia*. Bogotá 1993; ein Nachruf auf P. César Jerez SJ findet sich in: *Orientierung* 56 (1992) S. 25; vgl. auch C. Jerez, *Perspectives of the Church's Social Teaching and Liberation Theologies* in: *Promotio Justitiae* Nr. 49 (1992) S. 3–8.

Verantwortungsbewußt?

Der Umgang der Schweiz mit dem Waffenexport

Bekanntlich stand die Schweiz in den letzten zwölf Monaten unter schwerem äußerem Druck ob ihrer Vergangenheit im Zweiten Weltkrieg und ihrer bis heute nicht wahrgenommenen Pflichten gegenüber den Opfern von damals. Und noch lange nicht ist das notwendige Licht in jene Schattenbereiche vorge-

¹E. Galeano, *Guerre aux pauvres!* in: *Le Monde diplomatique*. August 1996, S. 6f.; Ch. van den Borgh, *Una comparación de cuatro modelos contemporáneos de desarrollo en América Latina*, in: *ECA* 51 (1996) S. 775–795; U. Schoenborn, *Ausgeschlossen vom Markt – ausgeschlossen vom Heil*. Anmerkungen zur «teología dos excluidos» in: *Una Sancta* 51 (1996) S. 209–218 und 238.

²El neoliberalismo en América Latina, in: *Christus* 62 (1997) S. 51–54; der Brief ist unterzeichnet von F. Azevedo (Nordbrasilien), C. Cardó (Peru), J. A. Cuadra (Zentralamerika), B. González Buelta (Dominikanische Republik), J. Díaz Martínez (Chile), M. García Díaz (Paraguay), I. García-Mata (Argentinien), J. A. González (Kolumbien), M. López Barrio (Mexiko), J. Machín (Kuba), A. Mendoza (Ecuador), E. M. Moreira (Bahía), F. Picó (Puerto Rico), A. Raffo (Uruguay), M. Reolons (Bolivien), J. C. Rhoden (Südbrasilien), F. Ivern Simó (Zentralbrasilien), A. Sosa A. (Venezuela); deutsch in: *Weltkirche* 16 (1996) S. 304–308. Nach dieser durchgesehenen und vom Verfasser leicht korrigierten Fassung wird im Artikel wie im Kasten zitiert. Vgl. auch: I. Camacho, *Los jesuitas reflexionan sobre el neoliberalismo en América Latina*, in: *Razón y fe* 235 (1997) S. 173–186.

³P. Arrupe, *De Apostolatu Sociali in América Latina* (in spanischer Fassung) in: *Acta Romana* 14 (1966) S. 784–798; das Zitat findet sich auf S. 789.

drungen, die für viele überfallartig die vermeintliche Unschuld des Landes verdüstern. Die *Bergier-* und die *Volckerkommission*¹ haben ihre Arbeit erst aufgenommen, und mit wachsendem Unbehagen wird der Bericht *Eizenstat* erwartet, in dem die US-Administration ihre Sicht der schweizerischen Vergangenheit darlegen wird. Aber das Umdenken hat eingesetzt, das Verantwortungsbewußtsein wächst, und des latenten Antisemitismus wird man sich mehr und mehr bewußt. Als Tatsacheweise können die Errichtung des Holocaustfonds und die geplante Solidaritätsstiftung in Höhe von sieben Milliarden Franken angeführt werden.

Um so mehr erstaunt es, daß im Zusammenhang dieser Auseinandersetzung eine weitere, ebenso belastende Vergangenheit bisher nicht zum selben Gesinnungswandel führte: der Waffenexport. War es wirklich überlebensnotwendig, daß die Schweiz im Zweiten Weltkrieg Nazideutschland Waffen im Umfang von einer Milliarde Franken lieferte und diese letztlich auch noch selber bezahlte, da im gesamten Clearingverkehr bei Kriegsende ein ungedeckter Saldo von einer Milliarde Franken übrigblieb? Wie steht es um die Waffenlieferungen an Franco-Spanien und Südafrika, als dieses bereits mit einem Embargo der UNO belegt war? Und – wie bereits früher dargelegt² – riß die Kette schweizerischer Waffenlieferungen in Gebiete, wo Kriege geführt und Bürgerkriege mit schwersten Menschenrechtsverletzungen einhergehen, bis heute nicht ab. Wird diese Vergangenheit die Schweiz nicht ebenso einholen wie die jener unheilvollen «Das-Boot-ist-voll-Politik», des Nazi-Goldes und der «verschollenen» Gelder der Holocaust-Opfer? Soll auch fünfzig Jahre nach Abschluß des Zweiten Weltkriegs das Kriegsgewinnlertum weitergehen? Die Volksabstimmung am 8. Juni dieses Jahres über die Verfassungsinitiative für ein totales Waffenexportverbot offeriert zwar eine hervorragende Chance, der Verantwortung für die Vergangenheit nicht auszuweichen und die moralische und politische Glaubwürdigkeit wiederzugewinnen. Wird sie aber auch wahrgenommen?

Gescheiterte Gesetzesrevision

Nach der Einreichung der Initiative im Jahre 1992 war der Regierung einerseits klar, daß sie mit dem – damals angeblich «weltweit schärfsten» – Kriegsmaterialgesetz (KMG) von 1972 keinen Staat mehr machen konnte. Der Verletzungen, Umgehungen und Skandale waren zu viele geworden. Andererseits ging ihr das Volksbegehren zu weit. Also entschloß sie sich zu einer Revision des KMG 1972, um das revidierte Gesetz dann der Volksinitiative als indirekten Gegenvorschlag entgegenstellen zu können. Auch die nationalrätliche Geschäftsprüfungskommission hatte aufgrund ihrer Inspektionen eine Novellierung gefordert. Obwohl bei der Erarbeitung des Gesetzes etliche Konzessionen an die Wirtschaft gemacht wurden, präsentierte sich der Regierungsentwurf als wesentliche Verschärfung und Ausweitung der bisherigen Bestimmungen und als eine längst fällige Anpassung der Gesetzgebung an die anderer Industriestaaten. Die Arbeitsgemeinschaft der Hilfswerke (Swissaid/Fastenopfer/Brot für alle/Helvetas/Caritas) konnte ihm als einem entwicklungspolitischen Minimum zustimmen, hinter das aber in keinem Fall zurückgegangen werden dürfe.

Dem Parlament war der Vorschlag aber viel zu industrie-feindlich, und eine Mehrheit bezeichnete ihn als Kniefall vor der Initiative und der Linken. Deshalb zog es der Vorlage so viele Zähne, daß

¹Die Bergier-Kommission soll die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg untersuchen, die Volcker-Kommission befaßt sich mit den sogenannten herrenlosen Geldern, Vermögenswerten von Holocaust-Opfern, welche die Banken bisher zurückbehalten haben.

²Vgl. dazu und zum ganzen in diesem Artikel behandelten Fragenkomplex: Josef Bruhin, Totales Waffenexportverbot? Zu einer schweizerischen Verfassungsinitiative, in: Orientierung 59 (1995), S. 82–86, und: Odilo Noti u. a., In die menschliche Entwicklung investieren. Entwicklungspolitische und ethische Aspekte zum Export von Kriegsmaterial. Caritas, Fastenopfer, Missio, Luzern 1997, 20 Seiten, Fr. 5.–. Zu beziehen bei: Caritas Schweiz, Kommunikation, Postfach, CH-6002 Luzern.

die Revision ethischen und entwicklungspolitischen Kriterien nicht mehr zu genügen vermag. Gewiß bringt das neue Gesetz gegenüber dem KMG 1972 auch Fortschritte. Neu betrifft die staatliche Kontrolle nicht nur den Export von Kriegsmaterial, sondern auch den Verkauf von Lizenzen, womit Umgehungsgeschäfte verhindert werden sollen. Das Vermittlungsgeschäft wird teilweise verschärft, indem Geschäfte von Schweizer Firmen auch dann bewilligungspflichtig werden, wenn das Kriegsmaterial nicht auf schweizerischem Territorium steht. Die Herstellung und der Verkauf von ABC-Waffen sowie von Antipersonen-Minen (hier nimmt die Schweiz sogar eine bemerkenswerte Vorreiterrolle ein!) sind verboten. Das gleichzeitig verabschiedete Güterkontrollgesetz (GKG) erlaubt die Kontrolle der «dual-use-Güter», also der Güter, die sowohl militärisch wie auch zivil eingesetzt werden können, die bisher auf Notrecht beruhte.

Aus entwicklungspolitischer und ethischer Sicht stehen diesen Fortschritten aber gravierende Mängel gegenüber, deren wichtigste hier aufgeführt seien:

Kriegsmaterialbegriff: Die von der Regierung vorgeschlagene Erweiterung des Begriffs wurde rückgängig gemacht und die völlig veraltete Definition von 1972 festgeschrieben. So gelten «Ausrüstungsgegenstände, die für die Kampfausbildung konzipiert werden», wie Simulatoren für Kampfflugzeuge und Panzer oder Schießsimulatoren nicht als Kriegsmaterial. Maschinen und Werkzeuge, die ausschließlich der Herstellung und dem Unterhalt von Waffen dienen, ebenfalls nicht. Nur was dem unmittelbaren Kampfeinsatz dient, gilt als solches.

Bewilligungskriterien: Diese für den Export höchst wichtigen Kriterien wurden so allgemein wie möglich gehalten und eröffnen damit einen großen politischen Ermessensspielraum. Die im Regierungsentwurf noch aufgeführten Gesichtspunkte wie Menschenrechte, Entwicklungszusammenarbeit, regionale Stabilität wurden in den Gesetzestext nicht mehr aufgenommen, was nicht bloß auf redaktionelle Überlegungen zurückzuführen ist. Es fehlt auch der bisher zentrale Begriff der «Spannungsgebiete». In dieser Hinsicht liegt sogar ein Rückschritt gegenüber dem KMG 1972 vor, welches Kriterien wie Menschenrechte und «Spannungsgebiete» noch berücksichtigte.

Endverbrauchserklärung: Für Einzelteile und Baugruppen braucht es keine Endverbrauchserklärung mehr, was bedeutet, daß die Waffen dort zusammengesetzt und dann exportiert werden, wo die weitmaschigsten (bzw. keine) Vorschriften gelten.

Ersatzteillieferungen können nur unter «außerordentlichen Umständen» gestoppt werden, was immer das heißen mag. Bis heute liegen zum Beispiel Ersatzteillieferungen für Pilatus-Porter-Flugzeuge an Burma im «courant normal», «Abwicklung eingegangener vertraglicher Verpflichtungen», obwohl von 1980 bis 1996 PC-7-Flugzeuge die ethnischen Gebiete der Karenni immer wieder bombardierten, für die sich gerade die schweizerischen Hilfswerke eingesetzt haben. Vor einem Monat bewilligte auch die EU einen humanitären Kredit von 897 000 US-Dollar für die geflüchteten Karenni.³

Zweckartikel: Für ein KMG erstaunlich – es dient doch der Exportkontrolle –, wird als zweite Zielsetzung angegeben, «in der Schweiz eine an die Bedürfnisse ihrer Landesverteidigung angepasste industrielle Kapazität aufrechtzuerhalten». Verkommt so das KMG nicht zu einem Rüstungsförderungsgesetz? Diese Befürchtung drängt sich um so mehr auf, als die staatlichen Rüstungsbetriebe, die sich bis heute nicht am Exportgeschäft beteiligt haben, in gemischtwirtschaftliche Aktiengesellschaften übergeführt werden sollen, um sich künftig u. a. auch am internationalen Waffengeschäft beteiligen zu können. Sie sollen mit ausländischen Rüstungsindustrien Kooperationsprogramme und Allianzen eingehen können, um sich im schrumpfenden Rüstungsmarkt zu behaupten.

Schließlich kommt dazu, daß das KMG in manchen Artikeln so verklausuliert abgefaßt wurde, daß juristische Hintertürchen zu öffnen keine Schwierigkeiten bereitet. Die Übergangsfrist von

³Vgl. NZZ 16. April 1997, S. 9.

fünf Jahren (also bis 2002!) beraubt selbst die positiven Aspekte des Gesetzes der sofortigen Wirkung.

Ethisch unzureichend

Das GKG setzt im wesentlichen internationale Exportkontrollregeln für die Schweiz um und ist als solches zu begrüßen. In der Liste der als «dual-use-Güter» zu bezeichnenden Produkte besteht praktisch keine Differenz zwischen der Regierung und den Initianten. Indes sind zwei schwerwiegende Vorbehalte anzubringen: Obwohl vom internationalen Kontrollorgan «Neues Forum» (Wassenaar-Vereinbarung), der Nachfolgeorganisation des gegen den ehemaligen Ostblock gerichteten Kontrollorgans Comcom, die PC-7 und PC-9 klar als Kriegsmaterial bezeichnet wurden, sind sie als «besondere militärische Güter» (sic!) ins GKG aufgenommen worden, womit ein Lieferverbot nur noch für Länder gilt, die mit einem UNO- oder EU-Embargo belegt sind. Das ist ein realer Rückschritt gegenüber der bisherigen Praxis, und zwar bezüglich eines Hauptprodukts der schweizerischen Rüstungsindustrie! Der vom Bundesrat (Regierung) nach der Bombardierung der Chiapas-Dörfer gestoppte Export von PC-9-Flugzeugen nach Mexiko hätte heute keine gesetzliche Grundlage mehr. Auch in die Türkei darf geliefert werden, da sie keinem Embargo unterliegt.

Zweitens wurden im Unterschied etwa zum deutschen Außenwirtschaftsgesetz für die «besonderen militärischen Güter» keine entsprechenden außenpolitischen Bewilligungskriterien festgehalten. Sie umfassen laut Gesetz jene «Güter, die für militärische Zwecke konzipiert oder abgeändert worden sind, die aber weder Waffen, Munition, Sprengmittel noch sonstige Kampf- oder Gefechtsführungsmittel sind, sowie militärische Trainingsflugzeuge mit Aufhängepunkten» (Art. 3c). Mit anderen Worten: einem «dual-use-Güter»-Gesetz werden eigenartigerweise ausschließlich militärisch verwendbare Güter unterstellt, nur weil man sie nicht der strengeren Kontrolle des KMG zuordnen wollte.

Nach den Erfahrungen, die wir seit 1972 machen mußten, wo ein Skandal den anderen ablöste, müssen das so revidierte KMG und das neue GKG, die nach Ablauf der Referendumsfrist am 24. März Gesetzeskraft erlangten, unter sozialem Gesichtspunkten negativ beurteilt werden. In wesentlichen Punkten bringen sie keine Verschärfung und Einschränkung gegenüber 1972. Es ist leider zu befürchten, daß die Schweiz auch in Zukunft die von der christlichen Soziallehre geforderten ethischen Standards nicht einhalten können, insbesondere daß wirtschaftliche Interessen allein nicht zu Produktion und Verbreitung von Waffen berechtigen. Die Teilnahme am internationalen Waffengeschäft führt heute fast automatisch dazu, daß in viele Staaten, nicht zuletzt der Dritten Welt, Rüstungsgüter über das absolute Minimum hinaus geliefert werden, das für die legitime nationale Sicherheit erforderlich ist. Oft dienen die Waffen nur der inneren Stabilisierung undemokratischer Strukturen. Die Aufrechterhaltung einer eigenen Rüstungskapazität, die nur mittels Waffenexport finanzierbar ist, und die Bewahrung von Arbeitsplätzen allein sind keine ausreichenden Argumente. Waffen sind nun einmal kein beliebiges Handelsgut. Wir sollten nicht so weit kommen wie die Schweden, die eigens einen hohen Staatsbeamten mit der Förderung des Waffenexports beauftragten, um ihrer Rüstungsindustrie aufzuhelfen.⁴

Die Furcht der Hilfswerke ist verständlich, daß auch in Zukunft Waffenexporte ihre Bemühungen im Bereich der Entwicklungszusammenarbeit und der Menschenrechte unterlaufen. Sie bedauern, daß die Kohärenz der schweizerischen Außenpolitik, die ein zentrales offizielles Ziel des Bundesrates und des Parlamentes ist und im Nord-Süd-Leitbild des Bundes festgelegt ist, in diesem Punkt nicht vorankommt. Es wirkt nicht anders als zynisch, wenn die NZZ einerseits den kostspieligen Rüstungswettlauf in Indien und Pakistan, an dem auch die Schweiz beteiligt

ist⁵, gerade im Hinblick auf die Entwicklung dieser Länder bedauert⁶, andererseits aber in ununterbrochener Folge Artikel publiziert, die die Initiative als unsinnig abkanzeln und das revidierte KMG als die Problemlösung anpreisen.

Selbstverständlich können auch auf der Basis unzureichender Gesetze Versprechungen abgegeben werden, moralisch unverträgliche Exporte nicht mehr zu dulden. Aber wenn Bundesrat *Adolf Ogi*, der Verteidigungsminister, nun erklärt, der Bundesrat – nachdem er mit seinem Konzept im Parlament Niederlage um Niederlage einstecken mußte – beschreite einen praktikablen Mittelweg im Spannungsfeld zwischen ethisch-moralischen Ansprüchen und sicherheitspolitischen, militärischen und wirtschaftlichen Interessen⁷, so läßt das aufhorchen. Im Klartext heißt das doch: Einige unserer Waffenexporte sind ethisch korrekt, zum Beispiel solche an neutrale Staaten, bei anderen gibt es bedauerlicherweise schmutzige Hände, weil unsere Rüstungsbetriebe schließlich überleben müssen. Leider weisen die jüngsten Fakten genau in diese Richtung: Im vergangenen Sommer wurden drei PC-9 an Kroatien geliefert als Trainingsflugzeuge für MIG-21-Piloten. Zwanzig weitere Maschinen sollen folgen. Angesichts des «Friedens» in Ex-Jugoslawien erübrigt sich jeder Kommentar. Oder: Das Sultanat Oman war letztes Jahr mit 65,4 Mill. Franken der beste Kunde der Schweiz, das Nachbarland Saudi-Arabien stand mit 5,5 Mill. Franken ebenfalls oben auf der Liste. Aus Lizenzproduktion in Großbritannien und Kanada (zukünftig bewilligungspflichtig?) erhielten bisher Saudi-Arabien 1117 und Oman 80 Mowag-Radschützenpanzer, die sich vor allem für die Aufstandsbekämpfung im Innern eignen. Beide Staaten haben autoritäre Regime, die sich Menschenrechtsverletzungen und Folterungen politischer Gefangener zuschulden kommen lassen. Zudem ist in der Golfregion ein ungeheures Wettrüsten im Gang.

Neue Glaubwürdigkeit

Die Initiative «Für ein Verbot der Kriegsmaterialausfuhr» hat historische Vorbilder. Seit der Gründung des Bundesstaates 1848 bis zum Ersten Weltkrieg war jegliche Waffenausfuhr – als für einen neutralen Staat selbstverständlich – verboten.⁸ Zu dieser konsequenten Politik versuchte der Bundesrat am 11. Juni 1946 zurückzukehren, als er ein uneingeschränktes Verbot der Kriegsmaterialausfuhr beschloß. Außenminister *Max Petitpierre* erklärte, «daß es für die Schweiz im Augenblick, wo wir bestrebt sind, eine Lösung für die friedliche Zusammenarbeit mit der UNO zu finden, schlechterdings nicht tragbar ist, daß einzelne Länder und besonders solche, die nicht Mitglieder der UNO sind, mit Waffen von uns beliefert werden.»⁹ Der Regierung war damals klar, daß der UNO-Beitritt Vorrang vor den Profit-Interessen der Rüstungsindustrie hat. Entsprechend begründete *Petitpierre* am 7. November 1946 die Aufrechterhaltung des Verbots: «Der ausgezeichnete Eindruck, den das seinerzeit erlassene Verbot in der internationalen Beurteilung gefunden hat, würde (sonst) aufgehoben und die Schritte, die wir zur Anerkennung unserer besonderen Stellung bei der UNO unternehmen, aufs Spiel gesetzt.»¹⁰

Hier ist zudem eine zeitgeschichtliche Zwischenbemerkung von Interesse: Angesichts der heute immer wieder erhobenen Behauptung, die Schweiz brauche eine eigene Rüstungsindustrie, obwohl praktisch alles schwere Material oder entsprechende Technologie aus dem Ausland stammt, ist die Feststellung der für Rüstungsbeschaffung zuständigen Kriegstechnischen Abteilung

⁵Lieferungen 1996; Indien 6 Mill. Fr., Pakistan 2,9 Mill. Fr.

⁶Vgl. Kostspieliger Rüstungswettlauf in Südasien. Rekordausgaben in Indien und Pakistan, in: NZZ 17. April 1997, S. 5.

⁷Vgl. NZZ 12./13. April 1997, S. 14.

⁸Vgl. Bruhin 83.

⁹Zit. in Peter Hug, Schweiz exportierte Waffen für eine Milliarde an die Nazis. Bundesrat 1946 für ein totales Kriegsmaterialausfuhrverbot, in: Friedenspolitik Nr. 83, April 1997, S. 6.

¹⁰Vgl. Anm. 9.

⁴Zur Arbeitsplatz- und Industriestandortproblematik vgl. Bruhin 85.

nach dem Krieg höchst bemerkenswert. Sie erklärte, «daß die Export-Rüstungsindustrie bisher für unsere eigene Armee keine allzu großen Leistungen vollbracht hat, und wir können nicht so weit gehen zu erklären, daß die Ausrüstung der Armee sehr wesentlich geschwächt worden wäre, wenn unsere Export-Rüstungsindustrie nicht bestanden hätte.»¹¹

Mit Beginn des Kalten Kriegs kam das Verbot der Kriegsmaterialausfuhr leider ebenso unter Druck wie der UNO-Beitritt. Am 28. März 1949 erlaubte der Bundesrat wieder Ausfuhr in Länder, in denen keine bewaffneten Konflikte herrschen oder ausbrechen drohen oder sonstige gefährliche Spannungen bestehen. Die weitere Geschichte ist bekannt.

Angesichts der gegenüber 1972 kaum verbesserten gesetzlichen Ausgangslage bietet 1997 die Volksinitiative die Chance für einen Neuanfang. Da Regierung und Parlament offenbar weder gewillt noch in der Lage sind, das Problem des Kriegsmaterialexports effektiv unter Kontrolle zu bringen, können Volk und Kanton für die Wiederherstellung der moralischen und politischen Glaubwürdigkeit des Landes sorgen und gleichzeitig unter Beweis stel-

len, daß sich die Schweiz ihrer Verantwortung gegenüber der Vergangenheit bewußt ist. Die Basis für die Umsetzung der 1993 festgelegten fünf außenpolitischen Ziele würde eine ganz andere: Wahrung und Förderung von Sicherheit und Frieden; Förderung von Menschenrechten, Demokratie und Rechtsstaat; Abbau sozialer Gegensätze; Schutz der natürlichen Lebensgrundlagen.

Erfüllt würde endlich auch ein seit 1982 immer wieder vorgetragenes Begehren der Kirchen und Hilfswerke, wenigstens in die Länder der Dritten Welt keine Waffen zu liefern. Es ist zu hoffen, daß der Appell der afrikanischen Bischöfe anlässlich ihrer Synode in Rom 1994 nicht ungehört verhallt: «Wir wenden uns mit der Kraft unserer apostolischen Überzeugung an unsere christlichen Geschwister und an alle Menschen guten Willens auf der nördlichen Hälfte der Erdkugel. Wir bitten Sie, sich an die Verantwortlichen in Politik und Wirtschaft ihrer Länder und der internationalen Organisationen zu wenden. Der Verkauf von Waffen an die verfeindeten Gruppen, die sich in Afrika bekämpfen, muß gestoppt werden.»¹² In der Tat, die Schweiz hat Besseres als Waffen anzubieten.

Josef Bruhin

¹¹ Vgl. Anm. 9

¹² Schlußbotschaft der Afrika-Synode 1994, Nr. 40.

«Die Inseln» – Lebensformen der Einsamkeit

Zu einer Studie über Jean Greniers Hauptwerk

Bekannt an Greniers Buch ist, wenn überhaupt, das Vorwort, das sein Schüler *Albert Camus* wenige Monate vor seinem Tod für die Neuauflage des 1933 erstmals erschienenen Essaybandes geschrieben hat; die Einführung warf ihren Strahl auf den großen Anreger und auf ein Werk, das sie erhellen wollte, ohne es attraktiv machen zu können. Kaum mehr als ein Lehrer des Nobelpreisträgers zu sein, war die lastende und luxuriöse Hypothek, die Grenier niemals loswurde. Selbst Freundschaft und Zuneigung bedeutender Intellektueller und Künstler – von Jean Paulhan, André Malraux, Louis Guilloux, Max Jacob, Georges Perros, Edmond Jabès, vieler Surrealisten – verhalten zu keiner ernsthaften Beachtung. Daß Nähe und Verehrung anerkannter Prominenz sowie die vielfältige universitäre und publizistische Karriere ihm nicht den erhofften Platz verschafften; mußte also an der Eigenart des *Œuvres* selber liegen, das der Literaturhistoriker Gaëtan Picon ein «terrain vague» zwischen Philosophie und Literatur nannte, ein Oszillieren zwischen Denken und Kunst.

Was dessen Reichtum ausmachen könnte, erscheint oft als Unentschiedenheit des Doppelspiels. In einer ausgeprägt assoziativen Essayform setzt Grenier breitgefächert seine Schwerpunkte: die Traditionen Griechenlands und Indiens. Zwei einander in ihrem Widerstreit durchaus entsprechende Denk- und Lebenshaltungen sind für ihn charakteristisch: die als «bretonische Erbe» bezeichnete pessimistische und romantische sowie eine skeptische, für Camus wichtige, in der Linie Montaignes liegende Philosophie.

Zu Beginn ihrer Dissertation¹ untersucht *Martina Yadel* die lebensweltlichen Einflußbereiche, skizziert plastisch und ohne Tendenz zum Arrangieren, ohne sich für spätere Analysen das Terrain zu glätten, und glücklicherweise abseits der üblichen Berührungsgänge das Gewicht der Biographie für Greniers Werk. Denn seine Betroffenheiten wirken sich unmittelbar und nachhaltig aus in Stil und Themenwahl. Schreiben ist Therapie, Ordnen von Obsessionen: des Bösen, des Todes, der Qual des Entscheidens. Würde entsteht durch das Anschreiben gegen die Tragik des Daseins; Nietzsche, Schopenhauer, Baudelaire sind immer in Reichweite.

Schon früh eröffnet ihm der bretonische Ozean die Ambivalenz von Faszination und Panik angesichts einer Wucht, gegen die

nichts auszurichten ist. Skepsis und Pessimismus finden nirgends stärkere Nahrung als in jener Leere, jenem «Nichts», das förmlich aus der Endlosigkeit von Flut und Ebbe steigt. So kommt dem verzweifelt nach Sinn und Leben Suchenden das Wissen weniger von der Wißbegier als aus dem Schrecken vor dem Nichts. «Ein Schwacher, ein Idealist, ein Pessimist, ein Künstler»: all das steckt, wie er selber sagt, in dem leicht beeinflussbaren Jungen und begünstigt trotz schlechten Erfahrungen mit Geistlichen alles, was mit Religion zu tun hat: doch gerade diesem Phänomen gegenüber bleibt seine Skepsis beharrlich (fast) bis zum Tod. Mit manchen Autoren, vor allem mit Guilloux, verbindet ihn das «mal celtique» genannte bretonische Erbe eines aporetischen Weltbezugs: der «Traum vom Absoluten» und die «Gewißheit des Nichts». In kaum einem Punkt verdichtet sich dieses Erbe erbarmungsloser als in der Trauer über das Phänomen des Todes und im Drama der Endlichkeit eines unglücklich geliebten Lebens.

Typisch für Grenier ist nun, wie er sein Bedürfnis nach Freiheit und Lebendigkeit umsetzt: er lebt und denkt es als Zwischenraum, als «vide interstitiel», einem Schweben zwischen nicht mehr und noch nicht, Schweigen und Reden, Einsamkeit und Gemeinschaft, als einen «entscheidungsfreien, leeren Status, einen Ort der Indifferenz». Die Furcht, im Verzicht auf Freiheit sich festzulegen, zu wählen, ist von Greniers Existenz und Denken in keinem Stadium zu trennen. (Ohne Paulhans sokratisch anregende Ungeduld hätte er wahrscheinlich nie etwas veröffentlicht.)

«L'amour de la vie» und eine von der Angst genährte «passion de connaître» bilden den zermürbenden Grundantagonismus. Das Ausweichen wird zum Reflex, das Problem der Wahl zum Trauma für den, dessen Memoiren «eine Geschichte des Zauderns sind». So entsteht ein Bedürfnis nach äußeren Zwängen als Entscheidungersatz, die Grenier das Maß seiner Willensschwäche und Zerrissenheit drastisch verdeutlichen.

Die Unfähigkeit zu wählen hat ihn nicht nur abstrakt als Freiheitsproblem beschäftigt, sie hat ihn bis zur äußersten Qual in die Lebenspraxis hineinverfolgt: eine Haltung der «indifférence» wird um so verlockender, als die bretonische Flut- und Ebbe-Erfahrung der Leere die Empfänglichkeit dafür schon vorbereitet hat. Zugleich reizt es ihn, die früh begonnenen Studien über fernöstliche Philosophie fortzusetzen; an den «Upanischaden» packt ihn denn auch der Gedanke der Indifferenz, der eine im Absoluten verankerte Selbstvergessenheit geradezu erfordert.

¹ Martina Yadel, *Jean Grenier – Les Iles. Eine Untersuchung zu werkkonstituierenden Themen und Motiven*, Peter Lang, Europäischer Verlag der Wissenschaften, Frankfurt am Main 1995.

In den «Inseln» sind Greniers wichtigste Themen versammelt

In der Tat sind die wichtigste Themen des Grenierschen Denkens in den «Inseln» versammelt, die verschiedenen Formen der Einsamkeit ebenso wie die Chancen der Evasion, die Reflexion über Gleichgültigkeit wie die Auskünfte über kurze Augenblicke, die «moments privilégiés», welche das Absolute überwältigend wenigstens ahnen lassen.

Sogenannte Lösungen gibt es nicht. Auch das Oszillieren zwischen der Selbstvergessenheit des fernöstlichen «abandon» und dem Mediterranen der griechischen Weisheit des Maßes findet keine Ruhe. Grenier wird fast bis zum Ende seines Lebens – gegen alle Orthodoxien und apodiktischen Wahrheiten – besser wissen, «woran er zweifelt, als woran er glaubt».

Das Interesse an Metaphysik bleibt indessen immer intakt, was ihn trotz offensichtlicher Affinitäten auf Distanz zum atheistischen Existentialismus gehen läßt. Zum Beispiel steht er Braque, dem von östlichem Denken stark geprägten Maler, näher als Sartre. Überhaupt ist die Offenheit und größere Unvoreingenommenheit der Kunst seiner Empfänglichkeit für das Religiöse wesentlich verwandter als alles konzeptionelle Gebaren. (Besonders in den fünfziger Jahren wird Grenier in seinen unruhigen Auseinandersetzungen mit dem Christentum klar, daß sich das Kernphänomen des Religiösen nicht dem erkenntnisgierigen Diskurs öffnet; das Heilige kann sich dem Menschen in seiner Evidenz allenfalls «gnadenhaft» aufdrängen.)

Dem «oubli de soi», dem «abandon» der Heiligengestalten entspricht dann ein Erlebnis der Ekstase, in welcher sich die wenigen überwältigenden «instants divins» kristallisieren, die zum erstenmal bei Grenier in diesem Buch auftauchen. Daß diese sich nie zum Zustand oder zur Dauer auswachsen können – wovon in vergleichbarer, noch sehnsüchtigerer Weise etwa Rousseau spricht – erklärt neben anderem den Platz, den die Angst in seinem Leben einnimmt. Dem Schriftsteller Etienne hat Grenier kurz vor seinem Tod anvertraut, daß er nur ganz wenige Zeit in seinem Leben ohne Ängste gewesen sei.

Auf Camus haben die «Inseln» Eindruck gemacht, weil die dialektisch zueinander gespannten Grundmotive der Klage und schwierigen Zuversicht den acht eher heterogenen Essays ihre eigentliche Suggestion und Kohärenz verleihen. Wenn den skizzenhaften spröden Porträts eine gewisse Dramatik eignet, so verdanken sie das einer Einsamkeit, die den Menschen ungeschützt in seine Todesproblematik entläßt, und der Darstellungsweise der Entblößung, die der Wirklichkeit nackt und ohne jede Ablenkung begegnet: wie der Schwimmer dem Meer. Alles, was von derart beschriebener Wesentlichkeit weggleitet, jeglicher Trostkomfort, soll beiseite bleiben. «Die Inseln, das sind die verschiedenen Weisen, allein zu sein.»

In «L'attrait du vide» ist es vor allem die autobiographisch akzentuierte Spannung von Leere und Reichtum, in «Le chat Mouloud» diejenige von Lebensfülle und Wissen, in «Les îles Kerguelen» die Einsamkeit als Vorbedingung für die Trennung von aller Eitelkeit, in den «Iles de Pâques» die nahe Verzweiflung des Todesbewußtseins, in «L'Inde imaginaire» die unmenschliche Verlassenheit völliger Selbstentäußerung (ein Exzeß, der vom griechischen Maß schon hier relativiert wird), in den «Jours disparus» und «Les îles Borromées», noch heftiger als zuvor, die orpheische Grundsituation des Menschen, der oszilliert zwischen den Rändern des Geistigen und des Vitalen. Selbst im schönsten, anrührendsten Essay, «Les îles Fortunées», sind die Augenblicke der Erleuchtung und Befreiung, die «sentiments de plénitude», die «instants de grâce», wo vor überwältigender Landschaft dem Menschen der Eindruck entsteht: «Ich habe gewonnen», ich bin erlöst – selbst da also sind diese «göttlichen Momente» noch Modi der Einsamkeit.

Einsamkeit als tragender Grund von Greniers Schreiben

Die Einsamkeit, sagt Martina Yadel und weist es überzeugend nach, sei der tragende Grund von Greniers Schreiben über-

haupt. Der Rückzug in die Einsamkeit sei jedoch nicht nur Isolation, sie schütze das Individuum vor manchem äußeren Zugriff und steigere die Erlebnisfähigkeit. Die Ambivalenz, die im Pascalschen Inselformel angelegt ist – «isolement» und «solitude» –, nimmt die Schwebung des Freiheitsproblems bereits vorweg. Das Hauptgewicht der Einsamkeit liegt aber schließlich doch auf ihrer positiven Konnotation einer Begegnungschance mit sich selbst. Von Vergil, Horaz und Seneca über Montaigne bis zu Sartre Roquentin in «La Nausée» begünstigt sie die Distanz zum Gewohnten, allzu Gewissen, zu schnellen Tröstungen und Zerstreuungen, sie sorgt für Erneuerung und Kreativität. Einsamkeit enthüllt zwar die Tragik der Endlichkeit, ist aber zugleich Bedingung für die mystischem Erleben verwandte Intuition der «moments divins», die sich jedoch nie außerhalb der augenblicklichen Erfahrung zur gesicherten Wahrheit verdichten. Was Grenier unter dem «dépouillement», der Entäußerung, versteht, ist die Basis sowohl grenzenlosen (durch Indien symbolisierten) Denkens, als auch der Intimität persönlichen Lebensglücks, das er stets mit dem Mediterranen und besonders mit Griechenland verbindet. Eine Grundfigur der «Inseln» ist geradezu diese Zerklüftung.

Am Ende des Textes, in den «Jours disparus» und den «Iles Borromées», tritt mit Grenier dann doch trotz aller Zweifel hinter die Ambivalenz zurück und bekennt sich zu den Werten der Mittelmenschlichkeit einer «religion du cœur». Ein Ja zur umgebenden Lebenswelt, eine heikle Solidarisierung selbst mit Natur und Geschichte bricht nach letztlich erfolglosen Versuchen an eisigen Rändern sich immer mehr die Bahn. Das Menschliche allein kann das übermenschlich Absolute, das unerreichbare Ziel bleibt, ersetzen. Die Odyssee endet so in einem Bekenntnis zu Teilen des griechischen Erbes mit seiner Treue zur Erde und seinem «sens du sacré», aber die Besinnung auf das dem Menschen Zugängliche läßt die aufgerissenen Abgründe nie restlos vergessen.

Die Spannung, die in verschiedenen Formen die Atmosphäre so vieler Passagen des Werkes bestimmt, nimmt gegen das Ende hin ab. In den epilogischen kurzen Schluß-Essays tritt tatsächlich eine Dimension hervor, die als wiedergewonnener Zugang zum christlichen Glauben schrittweise deutlich wird. In einem 1959 verfaßten Nachwort merkt Grenier an: «Relues trente ans après leur première publication les Iles (c'est-à-dire les Solitudes) répondent bien à l'image qu'en proposait l'auteur dans sa préface... L'homme est considéré dans un total dénuement, il est imaginé, comme le faisait Pascal avec effroi, abandonné dans une île déserte. Seule la lumière, la pleine lumière, celle de Midi transfigure des paysages qui sans elle seraient désolés. A cette lumière naturelle j'aimerais aujourd'hui en ajouter une autre, à la suite encore de Pascal qui après avoir décrit «la misère de l'homme sans Dieu» parle de «la grandeur de l'homme avec Dieu.»

Aus privaten Äußerungen der Spätzeit wird klar, daß nach langen Jahren der Entfremdung der Katholizismus als Religion der Kindheit in Greniers Leben immer mehr Platz greift. Er sei Katholik, sagt er Etienne kurz vor seinem Tod im Jahre 1971, ein schlechter, Katholik aus Angst. «Et pessimiste à l'excès.» Er relativiert die klare Trennung des Göttlichen und des Menschlichen und stellt damit die Grundoption in Frage, aus der heraus die «Inseln» geschrieben wurden. Als Katholik glaube er, daß es eines den «Inseln» entgegengesetzten Standpunktes bedürfe. «Die ästhetische Mystik» habe ihren Vorrang verloren.

Subtil und akribisch alle verfügbaren Dokumente benutzend, zeichnet Martina Yadel in ihrer Untersuchung, deren Hauptzüge hier referierend zusammengefaßt wurden, einen Denk- und Lebensweg nach. Was vor, besonders aber, was nach den Inseln geschieht, bezieht sie in ihre Überlegungen ein und greift damit über den minutiös analysierten Essayband hinaus. Dabei werden auch Grenzen Greniers deutlich: Grenzen vor allem aus der Frage nach der Fruchtbarkeit biographischer Pathologien. Daß verfänglich ist, wie er seine Probleme angeht – aus persönlichen Bedingtheiten Extrempositionen formulierend, für die er zum Dompteur werden muß, um sie in ambivalente und im

«entre-deux» dann noch nicht lebbare Mittellagen überzuführen; daß sein Prozedere schließlich über eine von der Person abgelöste Relevanz nur selten verfügt: das wird schon vor seinem Einbiegen in die Schlußrunde des Lebens klar, von der die Autorin nicht ganz wahrhaben will, daß sie eine Kapitulation ist. Im übrigen scheint Camus' Lob des «bon maître» mindestens so sehr von Reminiszenz und Pietät bestimmt wie von gedanklicher Prägung. Dem Lehrer wird das kaum entgangen sein.

Gemessen an Greniers Endphasen sind die «Inseln» (und nicht nur sie) ein doch etwas vertrackter Umweg, auf dem man nicht

viel über das hinaus erfährt und lernt, was Autoren und Strömungen schon (besser) vermittelt haben, auf die er sich gerne beruft. Auch kommt man nicht umhin, in der zuweilen anämischen, drucklosen und metaphorndürren Prosa ein aufschlußreiches Defizit zu sehen. Wer Greniers Werk bis anhin trotz dessen exemplarischer Redlichkeit, trotz tapfer ertragener Konflikte für eine literatur- und philosophiegeschichtliche Marginalie gehalten hat, wird auch nach dem vorzüglichen (nur gelegentlich etwas redundanten) Buch von Martina Yadel nicht beschämter sein als vorher. Was man zu wissen glaubte, weiß man jetzt besser.
Beat Schmid, Zollikon

Die Welt ist ein metaphysischer Skandal

Wisława Szymborskas nichtige alltägliche Freuden

Vorführung

Der Zufall zeigt seine Tricks,
Er holt aus dem Ärmel ein Kognakglas,
plaziert darauf Henryk.
Ich gehe ins Bistro und stehe wie angenagelt.
Henryk ist niemand anders
als der Bruder des Ehemanns von Agnes,
und Agnes ist die Verwandte
des Schwagers von Tante Zosa.
Es stellte sich heraus, daß wir einen gemeinsamen
Urgroßvater haben.¹

Mit der Verleihung des Literaturnobelpreises an Wisława Szymborska ist eine Lyrikerin ausgezeichnet worden, die sich in der literarischen Öffentlichkeit Polens seit einigen Jahren einer wachsenden Beliebtheit erfreut. Ihre letzten beiden Gedichtbände *Koniec i początek* (Anfang und Ende) und *Widok z ziarnkiem piasku* (Bild mit Sandkorn) gehören neben Zbigniew Herberts *Rovigo* und Pater Jan Twardowskis *Krzyżek na droge* (Kreuz am Weg) zu den auflagestärksten Publikationen in der Gattung «Poesie».² Seit der Bekanntgabe der Preisträgerin hat sich nicht nur der Ansturm auf die im Buchhandel vorhandenen Lyrikbände verstärkt, auch die seit dem Herbst 1996 erschienenen Bücher über die Laureatin tauchen in den Bestseller-Listen für Sachliteratur auf. Der Stolz der Polen über «ihre» Nobelpreis-Trägerin hat, wie der beste Kenner der Verlagslandschaft zwischen Oder und Bug, Andrzej Rostocki, in seinen monatlichen Berichten über die am besten verkauften Titel bekannte, Personen veranlaßt, sich auf die Suche nach Szymborskas Lyrik zu machen, «die sogar vergessen haben, wie eine Buchhandlung aussieht». Doch ungeachtet solch ironischer Seitenhiebe auf die schwindende (lyrische) Leselust auch der Polen, festzuhalten ist, daß Szymborskas Gedichte gemeinsam mit Texten so bedeutender Landsleute wie Tadeusz Różewicz, Czesław Miłosz, Adam Zagajewski, Ryszard Krynicki, Anna Swierczyńska, Julia Hartwig, Zbigniew Herbert und weitere Klassiker der polnischen Nationalliteratur Bestandteil schulischer Pflichtlektüre sind. Was nicht ausschließt, daß die Erinnerung an ihre in freien Rhythmen gestalteten Texte, ausgelöst durch das Signal «Nobelpreis», die Wiederentdeckung einer in der nationalen Literaturszene stets präsenten Dichterin durch ein größeres Publikum eingeleitet hat. Und die deutschsprachigen Lyrikbegeisterten? Wer die bisher umfangreichste deutschsprachige Sammlung ihrer Gedichte³

aufmerksam liest, der wird von der extremen Fülle der dargestellten Lebensphänomene überrascht sein, mit denen er in verschwenderischer Großzügigkeit überschüttet wird, obwohl die sprachlichen Mittel der Verse sich durch lakonische Kürze und nominelle Kargheit auszeichnen. Wie also ist ein diskursiver Zugang zu einem lyrischen Werk zu finden, dessen Schöpferin aufgrund der «Erfindung einmaliger, poetischer Sprachsysteme»⁴ eine besondere Stellung in der zeitgenössischen Lyrik einnimmt?

Philosophische Lebensweisheit, alltägliche Metaphysik

Einst hatten wir die Welt im Flug gewußt:
Sie war so klein, daß zwei im Händedruck sie fassen konnten,
so leicht, daß sie mit einem Lächeln sich beschreiben ließ,
so einfach wie das Echo alter Wahrheit in Gebeten.

Die Geschichte hat uns keine Siegerfanfare geschmettert:
Sie hat uns schmutzigen Sand in die Augen gestreut.
Weite und blinde Straßen lagen vor uns,
bitteres Brot, vergiftete Brunnen.

Unsere Kriegsbeute ist das Wissen von dieser Welt:
Sie ist so groß, daß zwei im Händedruck sie fassen können,
so schwer, daß sie mit einem Lächeln sich beschreiben läßt,
so seltsam wie das Echo alter Wahrheit in Gebeten.⁵

Für die 1923 in einem Dorf unweit von Posen geborene Wisława Szymborska bildete der Zweite Weltkrieg die entscheidende existenzielle Erfahrung. Ein dreistrophiges, in freien Rhythmen gestaltetes Gedicht *Einst hatten wir die Welt* aus dem Jahre 1945 bezeugt ihren Umgang mit dem schreckenbeladenen Geschehen auf eigenwillige Weise. Kosmologische, ontologische, lebensweltliche und sinnliche Elemente treffen in der Wertung eines kollektiven Subjekts so aufeinander, daß sowohl die «Welt» als auch die «Wahrheit» unter der Einwirkung der von Menschen erzeugten großen Katastrophe Veränderungen unterzogen werden, ohne daß eine kognitiv vermittelte Einsicht in eine andere «Welt» wie auch in die Beschaffenheit einer «alten Wahrheit» zu erkennen ist. In lebensweltlicher Hinsicht hingegen erfährt der Leser etwas über die Auswirkungen des Krieges. Sie schlagen sich in konkreten sinnlichen Wahrnehmungen nieder, die Schmerz und Bitterkeit auslösen. Dieser zunächst nicht ungewöhnlich anmutende Widerspruch zwischen der Unveränderbarkeit der ontologischen Bedingungen der Menschheit und der konkreten, die Lebenswelt des einzelnen Menschen ständig veränderbaren Bedingungen wird in den bislang etwa 200 veröffentlichten Gedichten der frisch gekürten Nobelpreisträgerin in immer neuen poetischen Konstellationen abgehandelt. Dazu gehörten in den

¹ Aus: Wisława Szymborska, *Koniec i początek*. Poznań 1996, 24. Soweit nicht anders vermerkt, stammen die Übertragungen aus dem Polnischen vom Autor.

² Vgl. Mariusz Cieślak, *Kto dziś czyta wiersze. Nobel dla Wisławy Szymborskiej to kolejny tryumf poezji nad prozą*, in: *Polityka* 42 (1996), S. 45f.

³ Vgl. Wisława Szymborska, *Hundert Freuden*. Gedichte. Herausgegeben und übertragen von Karl Dedecius. Mit einem Vorwort von Elisabeth Borchers und einem Nachwort von Jerzy Kwiatkowski versehen. Polnische Bibliothek. Frankfurt/M. 1986.

⁴ Jerzy Kwiatkowski, ebd., S. 205.

⁵ Aus: *Einst hatten wir die Welt*, in: Aus einem unveröffentlichten Buch (1945), zit. nach: *Hundert Freuden*, S. 203.

vierziger und fünfziger Jahren leider auch die Zugeständnisse der Dichterin an die ideologischen Zwangsverhältnisse, deren reale Existenz in spontanen Bekundungen des Dankes an die Einheitspartei gefeiert wurde:

Partei, dir anzugehören,
mit dir zu arbeiten, von dir zu träumen,
mit dir in unerschrockenen Plänen,
mit dir in schlafloser Sorge leben,
glaub mir, das ist das Schönste
was passieren kann
während unserer Jugend
– dem zweiarmigen Stern.⁶

Die Jugendjahre – das waren für Szyborska auch das Studium der Polonistik und Soziologie an der Jagiellonen-Universität in Krakau der vierziger Jahre, kurz vor der endgültigen Einführung des Stalinismus, dessen kurze, gewalttätige Karriere zwischen 1949 und 1955 die angehende Lyrikerin zu einer Reihe von Lobpreisungen unter anderem auf das entstehende Industriekombinat Nowa Huta und die Verfassung der «Volksrepublik» Polen hinreißen ließ. Was die in den fünfziger Jahren sich freischreibende Autorin gerne aus ihren lyrischen Kaderakten entfernt hätte?, wirkt aus der grandiosen Perspektive der neunziger Jahre wie eine läßliche Jugendsünde, die mit Ausnahme weniger sich verweigernder Dichter fast alle damals in Polen publizierenden Barden begangen haben. Dennoch ist festzuhalten, daß in der Jugendlyrik von Szyborska sich bereits eine philosophisch-kontemplative Haltung abgezeichnet hat, in der der reale Zustand der Welt in unerbittlicher Schärfe beschrieben wird. Es sind Ereignisse, in denen das ethisch-moralische Wertgefüge vollkommen aus dem Lot geraten ist. So werden in zwei Gedichten aus zwei frühen Zyklen die Auslöser von Verbrechen mit dem Hinweis auf deren verabscheuungswürdige Taten benannt, ohne jedoch die zu erwartenden abwertenden Aussagen über den «Feind» im anderen ideologischen System. In *Korea* wird der Zynismus eines Offiziers der südkoreanischen Armee angeprangert, der einem Jungen augenscheinlich aus Nordkorea die Augen ausstechen ließ. Das lyrische Ich will angesichts der überlieferten Zeitungsmeldung die «Erinnerung an Unrecht und Gewalt» und den Oberst, der als «schändlicher Spaßvogel» bezeichnet wird, seinen Haß nicht begraben.⁸ In dem Gedichtzyklus «Hundert Freuden» versucht ein aus elf Versen gefügter Dialog ein Verhör nachzuzeichnen, dem eine vietnamesische Mutter ausgesetzt wird, die sich konsequent weigert, Stellung zu nehmen zu den äußeren Umständen, die der Krieg ihr unfreiwillig auferlegt. Ihre stereotypische Antwort «Ich weiß es nicht» auf die Fragen nach ihrem Namen, nach ihrer Herkunft, nach ihrer ideologischen Überzeugung, ihrer politischen Präferenz wird erst mit ihrer Antwort auf die letzte Frage, ob dies ihre Kinder seien, unterbrochen. Ihr eindeutiges «Ja» ist zugleich, wie einer ihrer sensiblen Interpreten anmerkt, «eine Hymne auf die Mutterliebe» wie auch eine Ursprünglichkeit des Gefühls, wie sie in dieser dialogischen Form selten zum Ausdruck komme.⁹ Darüber hinaus ist es auch eine Stellungnahme zu einem absurden Krieg, in dem es wohl einen amerikanischen Okkupanten gibt, aber weder Sieger noch Verlierer, sondern nur Leidende.¹⁰ In Verbindung mit dieser Einsicht in die ideologieübergreifende «Ungerechtigkeit» in den herrschenden Gesellschaftsordnungen zeichnet sich Mitte der fünfziger Jahre ein Wandel in der Poetik der Szyborska ab, in dem existentialistischer Zweifel an der Welt sich immer stärker mit Ausdrucksformen eines

Skeptizismus mischen, welcher sich mit allen Erscheinungsformen des Alltages auseinandersetzt.

Die Suche nach der Alternative in der alternativlosen Welt

Ich mag lieber Kino.
Ich mag lieber Kater.
Ich mag lieber Eichen an der Warthe.
Ich mag lieber Menschen, die sich gern haben
als die sich liebende Menschheit.
Ich mag lieber eine Nadel mit Faden in Bereitschaft zu haben.
Ich mag die grüne Farbe lieber.
Ich will lieber nicht bestätigen
daß der Verstand an allem schuld ist.
Ich mag lieber Ausnahmen.
...
Ich mag lieber Grimms Märchen als die Titelseiten von Zeitungen.
Ich mag lieber Blätter ohne Blumen als Blumen ohne Blätter
Ich mag Hunde mit nicht eingeklemmtem Schwanz.
Ich mag lieber helle Augen, weil ich dunkle habe.
Ich mag lieber Schubladen.
...
Ich mag lieber nicht fragen, wie lange noch und wann.
Ich ziehe es vor, sogar diese Möglichkeit in Betracht zu ziehen,
daß man sein Recht haben soll.

In dem Gedicht *Ich ziehe die Möglichkeit vor*¹¹ wiederholt ein lyrisches Ich viele Mal den gleichen Denkkakt: es trifft immer wieder eine Entscheidung, die als das Ergebnis eines Willensaktes zu werten ist. Doch je häufiger das Ich etwas auswählt, wovon es überzeugt zu sein glaubt, desto schwächer wird die Aussage über Sachverhalte, die voneinander getrennt sind und deshalb immer neue Alternativen aufzugreifen scheinen. Tatsächlich entbehren die einunddreißig Willensakte jeglicher Konsequenz. Jeder einzelne Vers «erzählt weder von irgendwelchen Veränderungen in der äußeren Welt noch präsentiert er diese Veränderungen».¹² Eine solch scheinbare Folgelosigkeit von Aussagen läßt sich nach Ansicht des Krakauer Literaturwissenschaftlers Stala auch an der Wahl der besprochenen Objekte beobachten. Szyborska reihe sie sichtlich ohne eine erkennbare Ordnung aneinander, was die Frage auslöse, ob all diese wesentlichen und unwesentlichen Entscheidungen denn irgendeine Richtung angeben und ob sie mit irgendwelchen Wertungen besetzt seien. Sicherlich sei anzunehmen, daß sie in ihren Entscheidungsdimensionen die Ungewißheit, das Chaos des freien Willensaktes der Ordnung vorziehe. Ebenso wie ihr Gedicht ein Loblied auf den offenen, freien Gedanken sei, obwohl der letzte Entscheidungsakt («Ich ziehe es vor, sogar diese Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, daß man sein Recht haben soll») die Freiheit der konkreten Willensakte nicht nur stark in Frage stelle, sondern sie als unmöglich betrachte. Was aber bleibt, wenn «die tatsächliche Alternative in der Alternativlosigkeit des menschlichen Denkens und Daseins» besteht? Wir wollen in einigen Gedichten aus früheren Texten von Szyborska diese an Leszek Kołakowskis Traktat *Mensch ohne Alternative* erinnernde philosophische These verfolgen.

In ihrem Zyklus *Rufe an Yeti* aus dem Jahr 1957 finden wir einen Text mit den Titel *Atlantis*. Er spielt mit der Vorstellung von jenem mythenumwobenen Erdteil.

Sie waren vorhanden oder auch nicht.
Auf einer Insel oder auf keiner.
Der Ozean oder kein Ozean
hat sie verschluckt oder auch nicht.¹³

⁶Zit. nach: Wstępującemu do Partii (Der in die Partei eintritt), in: Piotr Kuncewicz, *Poezja polska od 1956*. T. III, Warschau 1994, S. 226.

⁷Ein Wunsch, den ihr deutscher Nachdichter K. Dedecius in dem Gedichtband *Hundert Freuden* auch übrigens weitgehend erfüllt hat.

⁸Unter Verweis auf *Hundert Freuden*, S. 200.

⁹Jerzy Kwiatkowski, ebd., S. 208.

¹⁰*Hundert Freuden*, S. 121.

¹¹Vgl. dazu die Interpretation von Marian Stala, in: *Tygodnik Powszechny*, Nr. 41 (1996).

¹²Ebd., S. 9.

¹³In: *Wisława Szyborska, Hundert Freuden*, S. 187.

In *Nichts kommt zweimal* beklagt sich ein Wir-Erzähler über die fehlende Wiederholbarkeit im Erleben der Welt, in die wir hineingeworfen werden, ohne im Augenblick der Bewußtheit diese intensiv wahrnehmen zu können.

Nichts kommt zweimal vor,
auch wenn es uns anders schiene.
Wir kommen untrainiert zur Welt
und sterben ohne Routine.
...

Wir suchen Einheit zu sein,
lächelnd, wenn wir uns umfassen,
obwohl wir uns unterscheiden
wie zwei Tropfen vom reinen Wasser.

In ihrem drittletzten Gedichtband *Kinder der Zeit* aus dem Jahre 1986 zieht Szymborska Bilanz aus dem Ablauf unseres Jahrhunderts.¹⁴ Sie besteht aus einem unterkühlten, lakonischen Kommentar zu einer Ära der Kriege und der Angst. Beide Faktoren haben unendlich leidvoll die Lebensläufe von Millionen Menschen verpestet. Dennoch scheinen ihre Auswirkungen bei Tätern und Opfern wenig ausgelöst zu haben. Die moralischen Appelle verflachen. Der Zynismus, gespeist von der Folgelosigkeit des erlebten Wahnsinns, breitet sich aus. Freude an der Welt will nicht mehr aufkommen.

Es hatte besser sein sollen als die vergangenen,
unser 20. Jahrhundert.
Ihm bleibt keine Zeit, das zu beweisen,
gezählt sind die Jahre
es schwankt der Schritt,
der Atem geht kurz.

Zu viel ist geschehen,
was nicht hat geschehen sollen,
und was hat kommen sollen,
kam leider nicht.
...

Gott sollte endlich glauben dürfen
an einen Menschen, der gut ist und stark,
aber der Gute und der Starke
sind immer noch zweierlei Menschen.¹⁵

Noch fatalistischer ist die Aussage über die Auswirkungen der Folter, der irgendwelche meist unschuldige menschliche Wesen ausgesetzt werden. Die fragile Beschaffenheit des homo sapiens erectus erweist sich dabei als besonders für schreckliche Torturen «geeignet».

Geändert hat sich nichts:
der Körper ist schmerzempfindlich,
muß essen, atmen, schlafen,
unter der dünnen Haut fließt das Blut,
er hat einen ziemlichen Vorrat an Zähnen und Nägeln,
sein Knochengerüst ist brüchig, die Gelenke sind streckbar.
Das alles wird bei der Folter beachtet.¹⁶

In den folgenden vier Strophen wiederholt sich das Fatum «Geändert hat sich nichts», nur die Anzahl der Menschen ist rapide angestiegen und der Abstand zwischen ihnen ist geringer geworden. Doch die Körper selbst wissen nicht, wohin sie fliehen sollen. Ihre jahrhundertelange körperliche Abrichtung in den Sozialisationsanstalten von Schule, Fabrik und Gefängnis konditioniert sie gleichsam für die Folter, sei es die physische Bestrafung in islamischen Ländern, sei es die Polizeifolter in den Verliesen südamerikanischer und russischer Gefängnisse, sei es

¹⁴ A.a.O., S. 15–36.

¹⁵ A.a.O., S. 35f.

¹⁶ A.a.O., S. 29.

das lustvoll-freiwillige Auspeitschen im Sadomaso-Studio der westlichen Länder. Szymborskas karge Verse, in denen soviel lakonische Aussichtslosigkeit angesiedelt ist, bilden den lyrischen Kommentar dazu.

Flirt mit dem Geheimnis des Lebens

In der reichhaltigen Palette philosophisch reflektierender Themen erweist sich die Alternativlosigkeit des Lebens in der industriellen Zivilisation bei Szymborska nur als «ein» poetisches Leitmotiv. Hinter der sprachlichen Fassade der scheinbaren Ausweglosigkeit entfaltet sich ein tiefgründiges Spiel mit den paradoxen Spiegelungen einer noch nicht entschlüsselten Welt. Nach Dorota Mazurek «könnte das Schaffensmotto der Szymborska die Frage sein, die in *Alice im Wunderland* in dem Augenblick angesprochen wird, als die Heldin in die Tiefe der Kaninchenhöhle fällt: «Das ist erstaunlich und wird immer erstaunlicher.»¹⁷ Gegenstand der Verblüffung sei in den Gedichten der Szymborska alles, was der Mensch verspüre: den Herzschlag, die Landung eines Vogels, den Tod, die Liebe, die Bildhauerei, das Bild und vieles mehr.

«Diese zufällige Ordnung bei der Aufzählung von so voneinander entfernten Dingen, die in logischer Hinsicht vollständig unzusammenhängende Sammlungen hervorbringen, widerspiegelt ein wesentliches Schaffensprinzip der Szymborska und bestimmt hinlänglich den Gegenstand der Erkenntnis, den Gegenstand des Gedichtes. Es ist der Mensch, für den die Kategorie der Vernunft (ratio), der Logik eine unzureichende Kategorie ist. Gegenstand der Szymborskaschen Verse ist ein Mensch, der gegenüber der Vernunft widerspenstig ist und solche Fragen stellt, gegenüber welchen der Rationalismus versagt und gleichzeitig jemand ist, der zur Welt ein lyrisch-emotionales Verhältnis hat.»¹⁸

Die philosophische Beunruhigung über den Zustand der Welt beschreibt Szymborska mit den Verfahren des scheinbar belanglosen Scherzes, in dem das Spiel mit Worten die durch sie ausgelösten Fragen verdrängt. Die Ernsthaftigkeit der durch die Phänomene des Lebens aufgeworfenen philosophischen Fragen wird somit auf paradoxe Weise «gelöst». Unter der Vermeidung ihrer kategorialen Fügung wird die Welt bei Szymborska nach Mazurek in philosophischen Kategorien bestimmt, die in ein System paradoxer Fragen umgewandelt werden. In dem Gedicht *Wasser* zerlegt ein lyrisches Ich seinen phänomenalen Gegenstand in sprachliche Einheiten, deren Artikulation in den Sprachen der Welt so unterschiedlich klingt und damit eine Vielzahl sinnlicher Empfindungen auslöst.

Ein Tropfen Wasser fiel auf meine Hand,
abgezapft dem Ganges, dem Nil,
dem zum Himmel gefahrenen Reif vom Schnurrbart
des Seehundes,
dem Wasser aus den zerschlagenen Krügen der Städte Ys
und Tyr.
...

Ich müßte in allen Sprachen dich nennen,
die Selbstlaute alle auf einmal sagen
und schweigen zugleich – wegen des Sees,
der überhaupt noch keinen Namen bekam.¹⁹

Mit dem hier anklingenden Wittgensteinschen Satz «... Was wir nicht denken können, das können wir nicht denken; wir können also auch nicht sagen, was wir nicht denken können»²⁰ bedient sich das Gedicht einer philosophischen Haltung, die wir als metaphysischen Solipzismus bezeichnen. Es handelt sich dabei um die Gleichsetzung von Ich und Welt. Metaphysisch heißt in die-

¹⁷ «Flirt z tajemnicą, bytu – czyli Szymborska», in: Akcent 4 (66), 1996, S. 14–21, hier 14f.

¹⁸ A.a.O., S. 15.

¹⁹ Aus: Wisława Szymborska, a.a.O., S.161.

²⁰ Ludwig Wittgenstein, «Tractatus logico-philosophicus», Par. 5.61.

sem Kontext, daß der Solipzismus «über die Grenze des Sagbaren, des Physischen, hinaus auch das einschließt, was gezeigt werden kann.»²¹ Szyborska stellt sich in ihrer Poesie immer wieder diesen schwierigen existentiell-metaphysischen Fragen, weil ihre lyrischen Subjekte sich zweier perspektivischer Einstellungen bedienen: die makrochronologische Distanz gegenüber den historischen Ereignissen und die mikrokosmische Betrachtung der alltäglichen «Nichtigkeiten». In dieser gedanklichen Anspannung unterwirft sie notwendigerweise auch ihre eigene Identität einer ständigen Befragung, in der die Verwunderung darüber zum Ausdruck kommt, warum sie denn hier und jetzt in dieser Einzigartigkeit existiere.

Verwunderung

Wieso in der allzu einen Person?

Der und nicht anderen? Was tu' ich hier schon?
Am Tag, der ein Dienstag? Im Haus, nicht Nest?
In Häuten statt Schuppen? Gesicht statt Blatt?
Nur einmal persönlich? Und immer statt?
Just hier auf der Erde? Bei Ost und West?

...

Nicht nebenan oder meilenweit weg,
nicht gestern oder vor Jahrhunderten
sitze und blick' ich ins leere Eck
so wie das Etwas mit knurrendem Schlund,
das plötzlich dort aufhorcht, genannt der Hund?²²

Über die Freude, das «Nichts umzunichten»

Daß weder die Poesie die Welt rette noch die Welt dazu da sei, damit die Poesie existiere, hatte Szyborska in einem ihrer eindringlichsten poetischen Texte (*Einige mögen Poesie*) aus dem vorletzten Band *Ende und Anfang* (1993) behauptet und sogar den Anspruch auf Existenzberechtigung ihrer dichterischen Profession negiert. Was einen ihrer kompetentesten Interpreten, den Krakauer Literaturwissenschaftler Tadeusz Nyczek, veranlagte, verwundert zu fragen, was sie denn eigentlich sei, wenn sie nicht Flucht, Schutz, Bastion, Herausforderung, Fels sei. Seine Antwort lautet:

«Ein Kommentar auf Buchrändern. Ein Innehalten im Gespräch bei der Betrachtung der Umgebung... Ein Zerrspiegel gewichtiger Minen. Die Rettung vor dem nichtgeschriebenen Gedicht. Und vielleicht sogar vor allem – die Erkenntnis der Ratlosigkeit angesichts des Wunders, daß du an sich existierst.»²³

Doch die vermeintliche Ziellosigkeit der Szyborskaschen Poesie, ihre Beharrung darauf, daß sie weder Anfang noch Ende der Welt sei, sondern lediglich existiere, weil die Welt auch «da sei», erweist sich bei eingehender Prüfung ihrer Gedichte aus den sechziger und frühen siebziger Jahren als fragwürdig. In dem 1967 publizierten Band «Hundert Freuden», den Karl Dedecius zum Leitmotiv des poetischen Schaffens der Laureatin erkoren hat, ist ein zweidimensionales Weltmodell zu erkennen. In ihm erhebt sich die poetische Kreation über die Welt, deren Gestaltung von jenen Wortfügungen abhängt, die aus der Feder der Dichterin fließen. Bei Szyborska heißt es:

Es gibt also eine Welt,
deren unabhängiges Schicksal ich bestimme?
Eine Zeit, die ich mit Ketten von Zeichen binde?
Ein Sein, das beständig ist durch meine Verfügung?
Freude am Schreiben.
Möglichkeit des Erhaltens.²⁴
Vergeltung der sterblichen Hand.²⁵

²¹ Vgl. Wilhelm Vossenkuhl, Ludwig Wittgenstein, München 1995, S. 177.

²² Wisława Szymborska, *Hundert Freuden*, a.a.O., S. 91.

²³ Tadeusz Nyczek, *Wielki ser* (Ein großer Käse), in: *Nagłos* 24 (49), 1996, S. 22.

²⁴ An dieser Stelle ist die Ausdrucksform «die Möglichkeit zu konservieren/die Vergeltung der tödlichen Hand» zu empfehlen.

²⁵ Vgl. *Hundert Freuden*, a.a.O., S. 107.

Mit der beinahe unvermittelten Setzung «Freude am Schreiben» wird zunächst eine Aufgabe formuliert, die den Zweck erfüllen soll, etwas über die Welt mit verdichteten Sätzen zu fixieren. Es ist eine projizierte Welt, in der die abstrakten und konkreten Objekte erfaßt werden, ohne daß das «reale» Leben «eingefangen» wird. Nicht umsonst begibt sich das meandernde, ruhelos schweifende «lyrische Ich» der Szyborska immer wieder auf die Suche nach der Nichtauslotbarkeit der Welt, die es überall zu finden meint. In einem ihrer anschaulichsten Gedichte *Land-schaft*²⁶ steigt es in das Ölbild eines alten Meisters, um sich «von den Mysterien des Lebens zu erholen». Das sprechende Ich stellt ganz bewußt eine Frau dar, die sich in eine im Mittelalter lebende «Zeitgenossin» verwandelt und die überschaubare Welt eines dörflichen Milieus genießt.

Was also verbirgt sich hinter der uneingeschränkten dichterischen Aneignung einer Welt, deren Gefüge in der Dichtung der Szyborska mit einem hohen Maß an Skepsis betrachtet wird? Der unauslotbare Drang nach Freiheit, Allwissen und ewigem Leben? In *Hundert Freuden* warnt sie vor der Rekordsucht auf einem «Provinzplaneten», auf dem die leibliche Existenz des Individuums nur «ein kurzes Aufblitzen einer kleinen Galaxis» ist.

Und er ist – verbissen.

Verbissen, zugegeben, sehr.

Mit diesem Ring in der Nase, in dieser Toga, in diesem Pullover.
Hundert Freuden, sei, wie es sei.

Armes Ding.

Leibhaftiger Mensch.²⁷

Wenn die zeitliche Begrenztheit der leiblichen Existenz den Menschen dazu verleitet, mit den ihm zur Verfügung stehenden Rohstoffen verschwenderisch umzugehen, wenn die Unkenntnis anderer Welten mit tatsächlich alternativen Lebensmodellen ihn zu einer ephemereren Existenzweise zwingt, dann wäre es für die Dichterin Szyborska an der Zeit, ihren Zeitgenossen «die Leviten zu lesen». Eine solche Erwartung hieße das metaphysische Weltmodell des unbegrenzten Unvermögens in dem dichterischen Werk der Polin zu verkennen. Ihre leise Ironie streift die Phänomene in einer verrückten Welt, die für sie in der ihr eigenen milden Art des Spottes «ein großes Glück» darstellt.

Groß ist dieses Glück
nicht genau zu wissen
in welcher Welt man lebt.

Man müßte
sehr lange existieren
entschieden länger
als sie existiert.
Wenigstens zum Vergleich
sollte man andere Welten kennen.

Sich über den Körper erheben
der nichts so gut versteht
wie sich beschränken
und Schwierigkeiten bereiten.
Zum Wohl der Forschungen,
der Klarheit des Bildes
und endgültigen Schlußfolgerungen,
sich emporzuschwingen über die Zeit
in der alles jagt und wirbelt.

Aus diesem Blickwinkel
verabschiedet für immer
die Details und die Episoden...²⁸

²⁶ A.a.O., S. 110f.

²⁷ A.a.O., S. 133.

²⁸ In: *Koniec i początek*, Poznań 1995, S. 40f. (Übertragung, W.S.).

Es gilt in der Szymborska-Rezeption als ausgewiesen, daß sich zwei Wahrnehmungsmodelle der Welt in der Mehrzahl der Gedichte gegenseitig durchdringen. Kwiatkowski spricht von einer ungewöhnlichen philosophischen Problematik, vor der sich die alltäglichen Lebenssituationen abspielen unter Verweis auf ein besonders listiges metaphysisches Spiel. Es ist «Der Einfall, das Sein als widersprochenes Nichtsein, als Nicht-Nichtsein zu behandeln.»²⁹ In dem philosophischen Gedicht *Das Nichts* wendet sie die ontologischen Gegebenheiten wie Bettlaken und ist am Ende gar nicht verwundert darüber, daß sie darin «nichts Gewöhnliches» sieht.

Das Nichts hat sich umgenichtet, auch für mich.
Es drehte sich tatsächlich auf die andere Seite.
Wo bin ich nur hingeraten –
Kopf und Fuß in Planeten,
unbegreiflich, daß ich einmal nicht da sein konnte.

Daß die Welt in der Poetik der Szymborska eine ständig sich verändernde ganzheitliche Struktur hat, in der «alles mit allem sich irgendwie verbindet und sich fortwährend umgestaltet»³⁰, wäre eine philosophische Binsenwahrheit, wenn es nicht eine eingehende Darstellung jener Entitäten gäbe, die in dem Weltmodell einiger ihrer philosophischen Gedichte funktionalisiert sind. Nach Balbus können sich «die Erscheinungen, allmögliche «Körper», Ereignisse, Personen und Dinge», die an dem Sein teilnehmen und mit ihm verbunden sind, «jedoch in ihrem Wesen, der Entelechie, genauso voneinander getrennt und isoliert sind, gegenseitig wahrnehmen, aber nicht durchdringen.»³¹ Sie erweisen sich damit unter Hinweis auf Leibniz' Monadenlehre als Entitäten, die «keine Fenster haben», sich aber gegenseitig wahrnehmen können.

Balbus überträgt diese ontologischen Eigenschaften auf die «monadische Situation der Poesie», die die Dichterin bereits in einem Gedicht aus ihrer frühen Schaffenszeit beschrieben hat.

Im Fluß des Heraklit
bin ich ein Einzelfisch, bin ich ein Sonderfisch
(anders zumindest als der Baumfisch oder der Steinfisch)

²⁹ Vgl. Nachwort in: Hundert Freuden, S. 215.

³⁰ Stanislav Balbus, *Poezja w poezji*, in: *Nagłos* 24 (49), 1996, S. 68.

³¹ Ebd., S. 68.

ORIENTIERUNG

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Administration:

Scheideggstraße 45, Postfach, CH-8059 Zürich
Telefon (01) 201 07 60, Telefax (01) 201 49 83
Redaktion: Nikolaus Klein, Karl Weber,
Josef Bruhin, Werner Heierle, Pietro Selvatico
Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-
Leutenegger (Muri BE), Paul Konrad Kurz (Gäuting), Heinz Robert
Schlette (Bonn), Knut Wolf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnemeri 1997:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 51.- / Studierende Fr. 35.-
Deutschland: DM 58.- / Studierende DM 40.-
Österreich: öS 430.- / Studierende öS 300.-
Übrige Länder: sFr. 47.- zuzüglich Versandkosten
Gönnernabonnemeri: Fr. 60.- / DM 70.- / öS 500.-

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 80-27842-8
Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70)
Konto Nr. 6290-700
Österreich: Z-Länderbank Bank Austria AG,
Zweigstelle Feldkirch (BLZ 20151),
Konto Nr. 473009 306, Stella Matutina, Feldkirch

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Administration.
Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung
nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.



ORIENTIERUNG

freut sich auf Ihren Besuch an unserem Stand in der Messehalle 12
in Graz, wo vom 23. bis 29. Juni 1997 die

Zweite Europäische Ökumenische Versammlung

tagt, und zwar unter dem Thema

VERSÖHNUNG – Gabe Gottes und Quelle neuen Lebens.

In Erinnerung an die Basler Versammlung 1989 hoffen wir auch
diesmal auf neue Impulse für gemeinsame Anstrengungen zur Ver-
söhnung unter den Menschen.

ich schreibe gesondert zuweilen kleine Fische auf
in Silberschuppen, so kurz,
daß da womöglich die Dunkelheit verlegen blinzelt?³²

Ihr lyrisches Ich begibt sich hier in eine groteske metaphysische Situation, in der es scheinbar die Rolle einer Monade übernimmt, die in die Gestalt eines Fisches zu schlüpfen versucht. Der metaphorische Identifikationsakt wird allerdings insofern zurückgenommen, als das sprechende Ich sich nur als Abbildung eines bereits abgebildeten größeren Fisches erweist. Die abgebrochene dichterische Aneignung des Objektes assoziiert damit auch die Fragilität einer Welt, deren So-Sein durch das lyrische Ich der Szymborska bewußt in der Schwebelage gehalten wird. Sein, Erscheinung, Ding und Person sind «an der Grenze der Nichtigkeit angesiedelt» und stets der Gefahr ausgesetzt, in der Nichtigkeit sich aufzulösen. Doch die Welt als Ganzheit besteht bei Szymborska nicht nur aus einer Ansammlung von Dingen, Personen und Ereignissen. Sie ist nach Balbus «auch eine praktisch unendliche Sammlung der wahrscheinlichen Möglichkeiten der faktischen Existenz irgendwelcher Dinge und Ereignisse, deren Existenz im konkreten poetischen Bild... andere Möglichkeiten liquidiert.»³³

Dieser Auslöschungsakt steht in der Lyrik der Szymborska in Verbindung mit dem aktuellen Zustand der Welt, die sich «als verlorenes Paradies der höchsten Wahrscheinlichkeit»³⁴, erweist. In ihm erfolgt die «Nichtankunft der Züge pünktlich», nicht abgesandte Briefe benachrichtigen Personen, die auf dem Bahnhof (als Zielmetapher) nicht ankommen. Trotzdem besteht «der Bahnhof der Stadt N... das Examen / in objektivem Dasein».³⁵ Und die subjektive, von der dichterischen Wahrnehmung gelenkte Aneignung der Welt? Sie erweist sich – trotz aller Freude am Detail der Schöpfung – als ein von außen gesteuerter Akt, der das Ich immer wieder zwingt, seinen Glauben an die Existenz der Dinge zu überprüfen, übrigens mit einem fatalistischen Ergebnis, wie es am Schluß eines Gedichtes aus den sechziger Jahren heißt: «Mein Glaube ist fest, blind und ohne Begründung.»³⁶

Wolfgang Schlott, Bremen

Hinweis: Dieses Frühjahr erscheint: W. Szymborska, *Die Gedichte*. Aus dem Polnischen übertragen und mit einem Nachwort von Karl Dedecius. Etwa 260 Seiten, ca. DM 48.-. *Die Gedichte* enthalten alle bisher erschienenen Texte aus folgenden Gedichtbüchern: *Salz* (edition suhrkamp 600, Frankfurt/M. 1973), *Deshalb leben wir* (Bibliothek Suhrkamp 697, Frankfurt/M. 1980), *Hundert Freuden* (Polnische Bibliothek, Frankfurt/M. 1986 und suhrkamp taschenbuch 2589), *Auf Wiedersehen. Bis morgen* (Frankfurt/M. 1995) und darüber hinaus einige, auch jüngste, bisher noch nicht in Buchform veröffentlichte Gedichte.

³² In: Hundert Freuden, a.a.O., S. 164.

³³ Vgl. Anm. 30, S. 71.

³⁴ Vgl. dazu das Gedicht *Bahnhof* aus dem Zyklus *Hundert Freuden* (1967), a.a.O., S. 112f.

³⁵ Vgl. ebd. S. 112 (in der Übertragung von Karl Dedecius).

³⁶ Aus: Entdeckung, in: Hundert Freuden, a.a.O., S. 87.